

Es bringt den ganzen Ort in Aufruhr: ein Aquarium voller Hummer, das urplötzlich im örtlichen Lebensmittelladen von Klippisfontein, Südafrika, steht. Kinder und Erwachsene beäugen gebannt die faszinierenden Krustentiere. Dabei will der verheiratete Ladenbesitzer Oom Marius eigentlich nur seine Angebetete Missies Patty beindrucken, indem er endlich die Haute Cuisine nach Klippisfontein holt. Doch dann erkrankt seine Frau Hettie und soll in Kapstadt behandelt werden. Jemand muss den Laden weiterführen. Und der Einzige, der sich auf die Schnelle finden lässt, ist Marius' schwarzer Assistent Petrus. In einem Dorf, das seit Urzeiten nach den gleichen Regeln funktioniert, ein Skandal! Neid und Argwohn brechen sich Bahn. Doch dann haben Marius und einige Dorfbewohner eine wunderbare Idee – und die hat mit viel Liebe und einigen Hummern zu tun.

COLETTE VICTOR wuchs in Südafrika auf. Die letzten dreizehn Jahre hat sie in Belgien gelebt. Sie ist als Sozialarbeiterin in einer ehemaligen Bergbaugemeinde tätig. Zudem unterrichtet sie Schreibkurse für sozial Benachteiligte und engagiert sich in der Leseförderung von Kindern. Sie hat Jugendbücher veröffentlicht, bevor sie mit »Der Tag, an dem die Hummer schwimmen lernten« ihren ersten, preisgekrönten Roman für Erwachsene schrieb.

Colette Victor

Der Tag,
an dem die
Hummer
schwimmen
lernten

Roman

*Aus dem südafrikanischen Englisch
von Ute Brammertz*

btb

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
»What to Do With Lobsters in a Place Like Klippiesfontein«
bei Cargo Publishing, Glasgow.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung August 2016

Copyright © 2015 by Colette Victor

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016 by btb Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © Shutterstock/Helga Wigandt; Shutterstock/cornflower

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

UB · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71390-5

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de!

Gewidmet dem Andenken an Lucky Tsomo,
12. 5. 1994 – 3. 1. 2015,
von allen geliebt.

Niemand in der Stadt hatte so etwas jemals gesehen. Na ja, außer in dem Werbespot für dieses Mineralwasser. Natürlich ging Fanus' Aquarium mit den exotischen Fischen, die jeder begaffte, irgendwie in diese Richtung. Aber ein Hummeraquarium mit knallblauem Hintergrund und braunen Hummern, die Scheren mit gelbem Klebeband umwickelt ... Niemals hätte sich irgendwer träumen lassen, dass so etwas ausgerechnet in Klippiesfontein auftauchen würde.

Zuerst erntete der Lieferwagen, der vor Oom Marius' Gemischtwarenladen hielt, das gleiche milde Interesse wie jede Woche. Ein paar vertraute Gestalten, die auf der Straße herumlungerten, kamen träge angeschlendert, um nachzusehen, was diese Woche mit der Lieferung eingetroffen war. Da kam es zum Vorschein. Der Lieferant brachte seine Sackkarre an die Heckseite des Lastwagens, schob die Schaufel unter das Aquarium und senkte es zu Boden. Das Interesse der Umstehenden war geweckt. Aufgeregtes Murmeln ging durch die kleine Schar.

»Oom Marius!«, rief Lenny und vertraute darauf, dass die stehende Luft seine Stimme bis in den Laden hineintrug. »Was ist das hier, dieses Fischdings?«

»Ach, das ...«, rief Oom Marius zurück. »Das ist ein Hummeraquarium.«

Seine Stimme war gewollt beiläufig. In diesem Moment

wusste jeder, dass etwas Großes im Gange war. Aufgesetzte Beiläufigkeit war einfach nicht Oom Marius' Art. Offensichtlich, schlossen sie, hatte das hier etwas mit Patty zu tun.

Fünf oder sechs Männer folgten dem Lieferanten in den dunklen Laden, der nach Waschpulver und Paraffin roch. Sie beobachteten aufmerksam, wie Oom Marius das Ding in eine Steckdose einstöpselte und mit Wasser füllte.

»Was soll das heißen, Oom Marius?«, fragte Frikkie. »Wirst du da Hummer reintun? Werden die nicht nach zwei Tagen mordsmäßig stinken?«

»Hast du denn gar keine Ahnung?«, fuhr Oom ihn an. »Man tut da doch keine toten Hummer rein.«

»Du meinst, sie sind...«

Ebenda kehrte der Lieferant mit einer weiteren Ladung zurück. In den Armen hielt er eine weiße Styroporkiste, die er Oom Marius behutsam vor die Füße stellte. Er reichte ihm ein Klemmbrett und wartete auf den Scheck.

Nachdem er fort war, bedeutete Oom Marius seinem treuen Gehilfen Petrus mit einem Nicken, dass dieser mit dem Auspacken der Kartons anfangen sollte.

»Die hier überlässt du mir, hörst du?«, rief Oom Marius und deutete auf die weiße Kiste.

Der stumme Petrus nickte.

Oom Marius verbrachte den ganzen Nachmittag damit, sich um sein Hummeraquarium zu kümmern. Er las die Anleitung, hielt alle paar Minuten ein Thermometer ins Wasser und tat so, als würde er den lieben langen Tag nichts anderes machen, und zwar jeden Tag. Die Menschenschar sowohl im Ladeninnern als auch draußen auf der brütend heißen Veranda wurde größer. Um zwanzig vor zwei war

Schulschluss, und die Menge wuchs sogar noch weiter an, um barfüßige Jungen in grauen Shorts und Hemden und Mädchen in roten Trägerkleidchen. Sie trugen den Geruch von Staub mit sich herein.

»*Oom, wat het Oom daar binne in die boks?*«, wagte ein kleines Kind zu fragen.

»Dann komm, ich zeig dir, was ich in der Kiste habe«, gab er nach. Wie dem Rattenfänger von Hameln folgten ihm die kichernden Kinder vom Ladentisch zum Hummeraquarium, wo die geheimnisvolle Kiste immer noch unangetastet herumstand.

Oom Marius nahm das Taschenmesser von seinem Gürtel und schlitzte geschickt das Klebeband auf, mit dem der Deckel befestigt war. Mit der Eleganz eines Zirkusdirektors riss er ihn herunter und hielt ihn über seinen Kopf. Meeressgeruch, der zu lange in Plastik eingeschlossen gewesen war, überwältigte diejenigen Kinder, die in der ersten Reihe standen. Während jeder einen Blick ins Innere der weißen Kiste erhaschte, erhob sich sowohl von den Jugendlichen als auch den Erwachsenen ein Chor aus *Aaahs*.

Schlagartig dem Licht ausgesetzt fingen vier Hummer an, sich zu winden und zu bewegen, und die *Aaahs* verwandelten sich in aufgeregtes Kreischen. Auch wenn keiner, der ihm zusah, darauf getippt hätte, dass Oom Marius noch nie im Leben einen Hummer angefasst hatte, streckte er behutsam die Hand in die Kiste, ergriff den glänzenden Rücken eines Tiers und hob es hoch. Er schwang es in die Nähe seines Publikums. Das Ding wand sich in seinen Händen. Alle wichen zurück. Er hielt das Tier über das Aquarium und ließ es ins Wasser fallen. Mit dem gleichen publikumswirksamen

Gebaren machte sich Oom Marius daran, die anderen drei Hummer ebenfalls hineinplumpsen zu lassen.

»Wirst du die Dinger hier im Laden verkaufen?«, fragte Frikkie.

»Selbstverständlich. Moderne Supermärkte auf der ganzen Welt verkaufen Hummer wie diese. Warum sollte das in Klippiesfontein anders sein?«, verkündete er stolz.

»Aber wer wird sie kaufen, Oom?«, die Augen des kleinen Daan starrten den Ladenbesitzer vertrauensvoll an.

»Was soll man mit ihnen *anfangen*? Sind sie wie Welpen?«

»Sie sind zum Essen da, mein Kind. Zum Essen.«

Die Gruppe brach in spontanes Gelächter aus. Die Anspannung, die den ganzen Tag im Laden geherrscht hatte, fiel von ihnen ab. Oom Marius hatte endlich den Beweis erbracht, dass er *mal* war. Verrückt. Die Kinderbande riss sich los und stürmte nach draußen, um sich eine bessere Beschäftigung zu suchen, als riesige Wasserkakerlaken anzustarren, die man essen sollte. Die Erwachsenen drifteten ebenfalls davon. Nur Frikkie und Lenny blieben auf der Veranda, wo sie rauchten und Passanten grüßten.

Am späten Nachmittag war es dunkel und kühl im Laden. Es war die Tageszeit, die Oom Marius am meisten liebte. Eine vorübergehende Geschäftsflaute. Das einzige Geräusch war Petrus' rhythmisches Rascheln mit dem Besen, zum zehnten Mal am heutigen Tag. Diesem Petrus konnte man viel nachsagen, aber eines ließ sich nicht behaupten, nämlich, dass er *faul* war.

Soweit in der Stadt bekannt war, hatte Petrus nie im Leben ein Wort von sich gegeben. Natürlich hatte sich niemand die

Mühe gemacht, bei Petrus' Mutter nachzufragen, denn zu der Zeit, als er vor zweiundzwanzig Jahren bei Oom Marius angefangen hatte, machten sich Weiße nicht die Mühe, Schwarze viel zu fragen. Befehle zu blaffen war eher an der Tagesordnung.

Damals suchte Oom Marius nach jemandem, der seinen Laden putzte, beim Auffüllen der Regale half und tat, was er ihm auftrag. Er hatte Mitleid mit einer liederlichen schwarzen Frau verspürt, die ihre Tage damit verbrachte, sich durch die Stadt zu schleppen und Menschen um Kleingeld anzubetteln, damit sie sich und ihren schwachsinnigen Jungen ernähren konnte. Ein Blick auf die jämmerliche Frau genügte Oom Marius, um zu wissen, dass er sie nicht in den Laden stellen konnte. Mit ihrem unterernährten Aussehen würde sie die Kundschaft vergraulen.

Er ging auf sie zu. »Hey, du, wie heißt das Kind?«

»Das ist Petrus, Baas«, antwortete sie.

»Wie alt ist er?«

»Er ist acht, Baas.«

»Ist er stark?«

»Er ist stark, Baas.«

»Bring ihn morgen früh um sieben hierher, damit er mit der Arbeit anfangen kann. Und bade ihn gefälligst heute Abend. Ich will nicht, dass er nach Holzfeuer stinkt.«

»Danke, Baas. Danke, Baas.« Sie versuchte, Oom Marius' Hand zu ergreifen.

»Geht jetzt nach Hause. Und hier, nimm das«, knurrte er und drückte ihr eine Plastiktüte mit einem Laib Brot, einem Stück knallorangen Cheddarkäse und einem Liter Milch in die Hände. »Aber erzähl niemandem, woher du das hast,

hörst du?«, fuhr er sie an. »Sonst habe ich morgen früh jeden Bastard aus der Township vor der Tür.«

»Danke, Baas. Nein, Baas, ich werde nichts sagen.«

Während der Nachmittag verging und der Stundenzeiger näher an die Fünf heranrückte, wurde Oom Marius immer aufgeregter, wie jeden Nachmittag etwa um diese Uhrzeit. Petrus fiel auf, dass die Blicke auf die Wanduhr und die raschen Spurts vom hölzernen Ladentisch an der Rückseite des Geschäfts hinaus auf die Veranda, wo Oom Marius die Main Street entlangspähte, heute häufiger waren, fieberhafter.

Es musste etwas mit Missies Patty zu tun haben, folgerte Petrus. Um fünf Uhr hielt der Schulbus aus Springbok, wo sie als Sekretärin an der Highschool arbeitete. Die Schüler strömten dann in ihren grün-weißen Uniformen auf den Gehsteig vor Baas Bothas Metzgerei. Dann stieg Missies Patty auf ihre gewandte Art aus dem Bus und überquerte die Straße zum Gemischtwarenladen, um für sich und ihren Ehemann Zigaretten zu kaufen. Das war, wie jeder in der Stadt wusste, Oom Marius' liebster Teil des Tages.

Niemand wusste mehr, wann es an die Öffentlichkeit gelangt war – die Gefühle, die Oom Marius für Missies Patty hegte. Es schien ganz so, als wäre es einfach schon immer so gewesen. Natürlich sagte Oom Marius Missies Patty nicht, wie er empfand, und sie tat so, als wüsste sie von nichts. Ja, sich zu verstellen funktionierte in dieser Stadt so gut, dass sogar Missies Pattys Ehemann Shawn und Oom Marius' Ehefrau Tannie Hettie so taten, als wüssten sie von nichts. Es war eine gute Stadt für Verstellungskünstler, dieses Klippiesfontein.

Auch wenn sich niemand erinnerte, *wann* er angefangen hatte, so zu empfinden, wusste doch jeder, *warum* er es tat. Es lag daran, dass Missies Patty viele Jahre in der großen Stadt gelebt hatte und über Großstadtangelegenheiten Bescheid wusste, von denen keiner in Klippiesfontein eine Ahnung hatte. Es lag daran, dass Oom Marius immer davon geträumt hatte, selbst in der Großstadt zu wohnen und ein richtiger Großstädter zu werden. So war es immer im Leben. Ein Mensch hat etwas, das ein anderer haben möchte. Und normalerweise wird alles darangesetzt, es zu bekommen. Jedenfalls sah Petrus es so. Missies Patty war Großstädterin. Oom Marius sehnte sich danach, Großstädter zu sein. Und jetzt stand ein Hummeraquarium im Laden.

Fünf Minuten vor fünf blaffte Oom Marius Petrus an: »Geh die Veranda kehren und gib mir Bescheid, wenn du sie kommen siehst.«

Mit einer Engelsgeduld, die von jahrelanger Knechtschaft herrührte, nickte Petrus, griff nach seinem Besen und schlenderte langsam nach draußen auf die schattige Veranda.

Wisch, wisch, wisch, erklang der Rhythmus des Besens. Aus purer Gewohnheit nahm Petrus die langsamen Geschehnisse an der Kreuzung in allen Einzelheiten wahr. Auf der Veranda des Royal-Hotels saßen weiße Männer, für gewöhnlich immer dieselben weißen Männer, und tranken kaltes Bier. Und da hieß es, schwarze Männer wären faul, spottete Petrus. Auf der anderen Straßenseite parkte ein Farmer mit seinem Pick-up an der Tankstelle und füllte Benzin-kanister mit rotem Diesel für seinen Traktor. Und bei Henk Coetzees Jagd- und Angelladen sah er den Besitzer aus dem Schaufenster starren. Wahrscheinlich dachte er gerade über

irgendein Tier nach, das er am Wochenende erschossen hatte. *Wisch, wisch*, machte der Besen.

»Petrus!«, drang Oom Marius' leicht hektische Stimme aus dem Ladeninnern. »Wo ist dieser gelbe *lappie*? Überall auf dem verfluchten Aquarium sind Fingerabdrücke von Kindern.«

Nachdem Petrus den Besen an die Wand gelehnt hatte, schlenderte er hinein und ging in den kleinen Lagerraum hinter dem Laden. Er kam mit einer Flasche Windowleen und dem gelben Staubtuch zurück, die er Oom Marius stillschweigend reichte.

»Wer hält nach dem verfluchten Bus Ausschau, wenn du hier drinnen bist?«, fuhr Oom Marius ihn an.

Schleppenden Schrittes ging Petrus wieder nach draußen, griff nach dem Besen und kehrte weiter. Er hörte das *Pffft, Pffft*, als Oom Marius sein kostbares Aquarium mit Windowleen besprühte. Dann hörte er das schwere Getriebe des Busses die Straße bergauf ächzen. Auf den Besenstiel gelehnt beobachtete er, wie die üblichen Gestalten ausstiegen, beiläufig grüßend die Hand hoben, sich unter Rufen verabschiedeten und die Straße überquerten, ohne sich nach Autos umzusehen. Klippiesfontein war keine Stadt, in der man Autos allzu viel Beachtung schenken musste. Endlich sah er Missies Patty die Stufen des Busses heruntersteigen. Sie glitt mit den Handflächen über ihre Oberschenkel, um die Falten aus ihrem Bleistiftrock zu streichen, warf das blonde Haar über die Schulter und ging in Richtung des Gemischtwarenladens.

Petrus lehnte den Besen wieder an die Wand und kehrte in den Laden zurück. Er durchquerte das Geschäft, bis er di-

rekt hinter Oom Marius stand, der immer noch das Aquarium polierte. Petrus berührte ihn an der Schulter.

Oom Marius wirbelte herum. »Ist sie da? Kommt sie?«

Petrus nickte.

»Los! Raus mit dir! Bring den Müll raus oder sonst was. Mach schon. Beeil dich, du Faulpelz!«

Diesen Ausspruch hörte Petrus jeden Nachmittag, wenn Missies Patty auf dem Weg zum Gemischtwarenladen die Straße überquerte. Andere Männer wären vielleicht böse geworden, wenn man so mit ihnen geredet hätte, aber Petrus ... Er wurde nicht böse. Petrus verstand Oom Marius' Aufregung bei Missies Pattys Anblick. Petrus empfand genauso, wenn er Precious sah. Vielleicht würde er auch jeden beschimpfen, der herumlungerte, falls sie jemals auf ihn zukäme.

Petrus trug den Müll in die dunkle, schmale Gasse zwischen dem Gemischtwarenladen und dem Videogeschäft nebenan.

Er hörte die Glocke über der Tür bimmeln, als Missies Patty den Laden betrat.

»Guten Tag, Oom Marius!«, rief sie, die Stimme voll Musik.

Oom Marius lachte sein aufgesetzt-schüchternes Lachen. »Wie oft muss ich es Ihnen noch sagen, Patty, nennen Sie mich einfach Marius.«

»Okay«, antwortete sie. Freundlich, wie Missies Patty immer war. »Kann ich eine Schachtel Bennies und Hennies und eine Schachtel Camel mit Filter für Shawn haben, Marius?«

Petrus hörte es hinter dem Ladentisch rascheln, als Zigaretten und Geld hin- und hergereicht wurden.

»Geht es Tannie Hettie heute besser?«, erkundigte sich Missies Patty.

Petrus wusste, was jetzt käme. Das Einzige, was Oom Marius an Missies Patty nicht passte, war, wenn sie seine Ehefrau erwähnte. Und Oom Marius war nicht allzu gut darin, Dinge zu verbergen, die ihm nicht passten.

»Besser? In welcher Hinsicht sollte es ihr denn besser gehen?«, versetzte er unwirsch.

»Gestern Nachmittag habe ich gesehen, wie sie aus Doktor Browns Praxis gekommen ist«, erklärte Missies Patty.

»Ach, das war bloß ihre Routineuntersuchung, Patty. Es war nichts. Sie kennen ja Hettie, sie erledigt diese Dinge gern rechtzeitig. Aber sagen Sie, warum waren *Sie* in der Arztprax...«

»Nein, Oom. Beim Herauskommen hat sie geweint. Etwas hat definitiv nicht gestimmt.«

»Hettie? Geweint?«

»Ja, Oom. Sie hat geweint.«

Ein paar Sekunden lang stand Oom Marius schweigend da. Petrus wusste, dass er sich Missies Pattys Worte durch den Kopf gehen ließ. Dann ergriff er wieder das Wort. »Wahrscheinlich sind es bloß diese Depressionen, die gerade umgehen. Sie wissen schon, Frauen und Ärzte sind ganz wild darauf. Wenn Hettie krank wäre, hätte sie es mir bestimmt gesagt.«

»Wenn Sie meinen, Oom. Also, danke für die Zigaretten!«, rief sie. Auf dem Weg nach draußen klackerten ihre Absätze über den Holzboden.

»Haben Sie gesehen, was ich heute hereinbekommen habe?«, rief Oom Marius ihr geradezu verzweifelt hinterher.

»Was denn?« Petrus konnte ein Lächeln in ihrer Stimme hören.

»Schauen Sie mal da drüben, in der Ecke«, erwiderte er stolz.

»Mein Gott, Marius!«, hörte Petrus sie völlig entsetzt aufkreischen. »Das ist einfach furchtbar! Woher haben Sie denn das?«

»Aus dem Meer, Patty. Es gibt Taucher und Metallkäfige, und die tauchen richtig tief, um sie zu fangen. Früher haben Sie doch selbst am Meer gewohnt. Warum sagen Sie, dass es furchtbar ist?«

»Marius, es ist schrecklich grausam. Sie werfen sie lebendig in Töpfe mit siedendem Wasser, und man hört sie schreien, während sie zu Tode gekocht werden. Oh, ich kann es nicht ausstehen, Marius. Versprechen Sie mir, dass Sie sie loswerden?«

»Natürlich, Patty. Natürlich. Das wusste ich nicht. Das habe ich ehrlich nicht gewusst.«

Petrus hörte, wie der Klang von Missies Pattys Stöckelschuhen leiser wurde, als sie in Richtung Tür ging.

»Bis morgen, Oom Marius!«, rief sie.

»Wie oft muss ich Ihnen noch sagen, nennen Sie mich einfach ...«

Doch der Satz blieb unvollendet.

Petrus wartete darauf, dass sein Name gerufen wurde.

»Petrus!«, erscholl Oom Marius' schroffe Stimme. »Komm rein und pack diese verfluchten Sardinen aus! Die Kiste steht hier schon seit heute Vormittag rum.«

Petrus ließ den Deckel der Mülltonne scheppernd zufallen. Mit einem Schulterzucken ging er zurück in den Laden.

*J*issus God, wat gaan ek nou met die blerrie goed doen?«, rief Oom Marius dem Lieferanten hinterher.

Oom Marius beobachtete, wie er die staubige Veranda überquerte, die drei Stufen zur Straße hinunterging und auf seinen Lieferwagen zuhielt, der unter der Akazie parkte, wegen des erbärmlichen bisschen Schattens, den sie bot.

Akazien oder Dornenbäume, wie sie oft genannt wurden, waren so ziemlich das Einzige, was hier in Klippiesfontein wuchs. Und Gras. Natürlich gab es gewaltige Ebenen mit ausgedörrtem, gelbem Gras, vereinzelt willkürlich aufgeschichteten Felshaufen und einsamen stählernen Windmühlen, die versuchten, die wenige Feuchtigkeit aus der roten Erde zu saugen. Weite Fläche – so würden die meisten Menschen die Gegend beschreiben. Es ließ sich nicht viel mehr darüber sagen, als dass es viel Fläche gab. Oom Marius wünschte dem Lieferanten eine besonders heiße und lange Fahrt zurück in die Stadt, nach Springbok, einhundert-siebenundsechzig Kilometer östlich.

Zum Teufel mit ihm, dachte Oom Marius. Jetzt hatte er es am Hals. Sie. Die vier lederfarbenen Tiere, die ihn den ganzen Tag lang aus ihrem Gefängnis anstarrten. Was würde er Patty sagen? Und den übrigen Leuten? In Klippiesfontein hatte Oom Marius sein Ansehen als Geschäftsmann verloren. Jetzt war er zum Gespött der ganzen Stadt geworden.

Hummerbabysitter. Das hatte seine übereilte Entscheidung aus ihm gemacht. Er wusste noch nicht einmal, was die verfluchten Dinger fraßen, aber eines war sicher: Wenn er sie verhungern ließe, würde Patty kein Wort mehr mit ihm reden.

Oom Marius hörte, wie die Tür zwischen dem Laden und seinem Haus quietschend aufging. Er musste Petrus auftragen, die Scharniere zu ölen, ermahnte er sich. Als er sich umdrehte, erblickte er Hettie, seine Frau, die in den Laden schlurfte. Er hob die Augenbrauen. Hettie kam nie in den Laden. Wenn sie etwas brauchte, schickte sie immer Anna, ihre Haushaltshilfe.

»*Dag, vrou*«, sagte er.

Hettie war nie sonderlich attraktiv gewesen. Noch nicht einmal, als er sie vor neununddreißig Jahren geheiratet hatte. Ja, sie war jung und weich und rund gewesen. Sie hatte dieses scheue Kichern an sich gehabt, das manche Mädchen an den Tag legten und das die Dinge dort unten bei einem Mann in Wallung brachte. Doch am wichtigsten war, dass sein Vater, seine Mutter und der Pastor sie gutgeheißen hatten. Und damals war das der beste Heiratsgrund gewesen.

Mittlerweile waren seine Eltern längst gestorben. Und Hetties ebenfalls. Zudem waren ihr scheues Kichern und jegliche Spur von hübschem Aussehen ihrer Ehe vor vielen Jahren abhanden gekommen. Sie war eine stämmige, starke Afrikaanerin. Sie hatte ihm drei robuste Söhne geboren, und ihre Hüften bewiesen es. Einmal die Woche ging sie zum Friseur, der ihre Haare zu einem Heiligenschein aus erdbebensicheren Locken eindrehte. Sie hatte Falten unter den Augen, einen leichten Damenbart über der Oberlippe und grüne

Augen, die jugendlich funkelten und ihre übrigen Gesichtszüge wieder wettmachten. Hettie war seine Ehefrau, und eine Ehefrau war da, bis dass der Tod einen schied. So stand es in der Bibel.

Tannie Hettie war vor dreiundsechzig Jahren als Tochter eines Karakulschafzüchters und seiner Frau zur Welt gekommen. Sie war das vierte Kind und noch dazu ein Mädchen. Es war ihr unentrinnbares Schicksal, einen rechtschaffenen jungen Afrikaaner aus der Gegend zu heiraten, und genau darauf bereitete ihre Mutter sie vor. Ab einem Alter von vier Jahren wurden Tannie Hettie lebenswichtige Fertigkeiten beigebracht: Kochen, Backen, Handarbeiten und das Herumkommandieren schwarzer Dienstboten.

Das junge Mädchen war gut in der Schule und gehörte zu den Klassenbesten, doch die Eltern schenkten derartigen Belanglosigkeiten kaum Beachtung. Solange sie die *Huisgenoot*, eine überregionale Zeitschrift, die im Grunde zur Pflichtlektüre einer jeden anständigen Afrikaanischen Hausfrau gehörte, lesen und das Haushaltsbudget zusammenrechnen konnte, bedurfte sie ansonsten keiner weiteren Schulbildung. Obwohl Tannie Hettie als Mädchen davon geträumt hatte, Lehrerin oder Krankenschwester zu werden, hatte sie diesen Wunsch nie laut geäußert. Als junge Frau zum Studium fortzugehen verstieß in einer Kleinstadt wie Klippiesfontein gegen jede Konvention, es sei denn, es handelte sich lediglich um eine strategische List, um einen guten Fang zu machen. Doch Tannie Hettie hatte nichts damit am Hut, einen guten Fang zu machen. Sie glaubte, recht naiv, an Liebe und Romantik, also blieb sie auf der Karakulschaffarm ihres Vaters und wartete darauf, dass der richtige Junge vorbeikäme.

Marius war zwei Jahre älter als Hettie. Er war sowohl blond als auch stark, und man könnte behaupten, dass das alte Sprichwort, Not mache erfinderisch, in seinem Fall ganz besonders zutraf. Sein Unternehmertum entsprang keinem angeborenen Geschäftssinn, wie viele Leute glaubten, sondern vielmehr dem rein pragmatischen Problem, der dritte Sohn zu sein. Sein ältester Bruder würde die kleine Rooibosteeplantage des Vaters erben, während sein zweiter Bruder die Sisalfabrik ihres Großvaters väterlicherseits in der Nähe von De Aar übernommen hatte. Dem jungen Marius blieb nichts anderes übrig, als erfinderisch zu werden. Eine Erbschaft war ausgeschlossen. Ein Studium im Anschluss an seine nicht gerade glänzende Highschool-Laufbahn kam nicht infrage. Sich einen bequemen Bürojob in irgendeiner Behörde zu suchen, wie es damals bei weißen Südafrikanern üblich war, sagte ihm ungefähr so sehr zu, wie im Fluss Limpopo mit all seinen Krokodilen baden zu gehen. Nein, Einfallsreichtum war für Marius die einzige Möglichkeit, seinen Lebensunterhalt zu verdienen.

Die Stadtbewohner und örtlichen Farmer waren es damals gewohnt, die Waren, die ihr Land nicht hergab – Kaffee, Zucker und Marie Biscuits –, von dem Lieferwagen zu kaufen, der jede Woche in der Stadtmitte hielt. Marius hatte die lästige Aufgabe übertragen bekommen, seine Mutter nach Klippiessfontein zu fahren, damit sie ihre wöchentliche Bestellung abholen konnte. Schon bald, nachdem er ihr geholfen hatte, die Lebensmittel hinten auf den Pick-up zu laden, sahen sie zu, wie der Laster wieder nach Springbok abfuhr. Auf der Rückfahrt zur Farm fiel Marius' Mutter dann ein, dass sie vergessen hatte, Waschpulver zu kaufen. Praktisch in Tränen

aufgelöst saß sie neben ihrem Sohn, weil sie die Kleidung ihrer Familie nicht rechtzeitig für den Kirchgang am Sonntag würde waschen können. Damals war ihm die Idee zum ersten Mal in den Sinn gekommen. Die Idee von Waren, die den ganzen lieben langen Tag, und zwar jeden Tag, außer natürlich sonntags, zur Verfügung stünden.

»Stell dir vor, du könntest eine Packung Waschpulver kaufen, wann auch immer es dir ausgeht«, hatte Marius der jungen Hettie am Sonntag nach der Kirche unterbreitet. »Mit so etwas ließe sich richtig Geld verdienen.«

Hettie hatte heftig genickt, furchtbar beeindruckt von den Geschäftsvisionen dieses strammen Burschen.

Also war er die Sache angegangen, angetrieben von der Begeisterung der Tochter des Karakulschafzüchters. Er nahm ein kleines Darlehen bei der Bank in Springbok auf und eröffnete den Gemischtwarenladen. Nach einem Jahr, als es den Anschein machte, als würde ihm das Unternehmen ein anständiges Einkommen bescheren, hielt er um Hetties Hand an, und nach einem weiteren Jahr heirateten sie in der Niederländisch-reformierten Kirche von Klippiesfontein.

Tannie Hetties Arme, dick und mit Sommersprossen übersät, wrangen ein Geschirrtuch, das sie aus der Küche mitgebracht hatte. »Marius, ich muss etwas mit dir besprechen.«

»Hast du heute schon mit Andre geredet?«, unterbrach er sie, da ihm ein neuer Einfall gekommen war.

»Nein, ich werde ihn heute Abend anrufen. Ich wollte zuerst mit dir reden.«

»Hettie, geh wieder ins Haus und ruf ihn an. Du musst ihn etwas von mir fragen.«

»Er ist jetzt bei der Arbeit. Da störe ich ihn nicht gern.«

»Du bist seine Mutter, Herrgott noch mal! Du kannst ihn zu jeder Tages- und Nachtzeit stören, und er sollte dankbar darum sein.«

Tannie Hettie lächelte. Sie liebte es, wenn Marius derart übertrieb, wie viel die Jungen ihr schuldeten. »Na schön, ich rufe ihn an. Was soll ich ihn fragen?«

»Frag ihn, was Hummer fressen«, sagte er.

»Ich dachte, du würdest die Dinger mit dem Lieferwagen zurückschicken?«

»Sie wollen sie nicht zurücknehmen.« Oom Marius senkte den Blick.

»Und jetzt?«, wollte sie wissen.

»Und jetzt wirst du Andre bitten, im Internet nachzuschauen, womit ich diese Dinger füttern kann. Charlie hat mir gesagt, dass es nichts gibt, was man dort nicht in Erfahrung bringen kann. Es ist wie die Bibliothek der Welt ...«

»Ich werde ihn darum bitten, Marius, aber ich möchte, dass du hier und jetzt eines begreifst: Ich möchte diese Tiere auf keinen Fall bei mir zu Hause haben. Hörst du?«

Oom Marius nickte. Zwar war es richtig, dass ein Mann die Entscheidungen im Haushalt traf. Andererseits war es auch richtig, dass es Zeiten gab, zu denen ein Mann auf seine Frau hören musste. Und ein solcher Zeitpunkt war gekommen, wenn er in einer Stadt, in der die Leute Fischstäbchen für etwas Exotisches hielten, ein Aquarium mit vier Hummern gekauft hatte.

Tannie Hettie schlurfte wieder durch die Tür. »Wenn ich zurück bin, müssen wir uns unterhalten, Marius!«, rief sie über die Schulter.

Oom Marius hörte sie nicht. Er war auf der Suche nach etwas, um seinem Ärger Luft zu machen. Die Töpfe und Pfannen im Gang mit den Küchengeräten waren poliert. Die Scherben des zerbrochenen Tellers aufgekehrt. Im Regal gegenüber sah er die Mopps und Besen, die stolz in einer Reihe standen, die Staub- und Geschirrtücher, ordentlich gestapelt, eines auf dem anderen.

»Petrus!«, brüllte er.

Petrus kam in den Laden.

»Wie oft habe ich dir schon gesagt, du sollst das Scharnier an der Tür ölen?«, rief er und deutete auf den quietschenden Missetäter.

Nie, dachte Petrus. Doch er zuckte die Schultern und machte sich auf den Weg in den Lagerraum, um die kleine Ölkanne zu holen.

»Und wenn du schon mal dort drinnen bist, dann hol das Pappwerbeschild für das Waschpulver, das vom letzten Jahr. Ich will, dass du es dort in die Ecke stellst. Und dann schieb das verfluchte Aquarium dahinter! Hörst du?«

Oom Marius sah Petrus' Hinterkopf nicken.

Nachdem Oom Marius den Taschenrechner und das schwere schwarze Hauptbuch unter dem Ladentisch hervorgeholt hatte, beschäftigte er sich mit der Mehrwertsteuererklärung für diesen Monat. Er hörte, wie sich Petrus im Laden bewegte. Zuerst kümmerte sich Petrus um die quietschende Tür. Dann begab er sich in die dunkelste Ecke, zwischen dem Ladentisch und dem Lagerraum, und stellte den riesigen Pappaufsteller vor das Hummeraquarium.

Oom Marius erblickte sich im Spiegel hinter dem Ladentisch. Genau wie bei Hettie waren die Jahre auch an ihm

nicht spurlos vorübergegangen. Verschwunden war der große, muskulöse blonde Mann, der er einst gewesen war: Der Kerl, der ihm nun entgegenstarrte, war zwar immer noch groß, hatte aber einen mächtigen *boepens*, einen Bierbauch, über dem die Knöpfe seines Karohemds, das in einen Ledergürtel gestopft war, spannten. Seine Arme, die zwar immer noch ein kleines Schaf hochheben konnten, sahen wackelig und verbraucht aus, genau wie die Kinnbacken seines ledrig braunen Gesichts. Auch wenn er glücklicherweise keine einsetzende Stirnglatze hatte, wie es bei seinem verstorbenen Vater der Fall gewesen war, waren seine Schläfen grau, und seine blonde Mähne hatte sich deutlich gelichtet. In jüngeren Jahren war es, abhängig vom Blickwinkel und Betrachter, möglich gewesen, ihn als gutaussehend zu bezeichnen, aber jetzt ließ sich dieses Wort kaum noch auf ihn anwenden. Vielleicht war es nichts als pure Eitelkeit zu erwarten, mit fünfundsechzig gut auszusehen. Genau wie eine Frau, dachte er. Er schüttelte den Kopf, verärgert über diesen Moment fehlgeleiteter Introspektion, und richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf die Buchführung.

Zwei Kunden kamen im Laufe der nächsten zwanzig Minuten in den Laden. Der eine war Lenny. Zuerst trödelte er im Kosmetikgang herum und betastete die Deodorantflaschen ohne sonderliches Interesse, bevor er zum Ladentisch kam, um sich die Schmuddelzeitschrift zu holen, die er jede Woche aus der Stadt bestellte. Offensichtlich hatte er abgewartet, bis der Lieferwagen auf dem Weg aus Klippiesfontein an seinem Haus vorbeigefahren kam. Die andere war Agnes, Saries Hausangestellte, die geschickt worden war, um fünf Kilo Mehl zu kaufen. Sarie war Hetties älteste Freundin.

In früheren Jahren hatte es eine Zeit gegeben, als Oom Marius mit dem Gedanken gespielt hatte, Sarie zu heiraten. Sie war viel hübscher gewesen als Hettie. Aber dann hatte der Pastor ihn darauf hingewiesen, dass Sarie eine Cousine hatte, die unverheiratet schwanger geworden war. Man hatte sie zu einer altjüngferlichen Tante geschickt, um die *skande* zu vermeiden. Die Schande. Saries Schuld war es ja wohl nicht gewesen, hatte Oom Marius damals gedacht, aber er hatte sich gehütet, seine Meinung laut kundzutun. Es war gefährlich, den Zorn des Pastors auf sich zu ziehen.

Also hatte er sich stattdessen für Hettie entschieden. Neununddreißig Jahre verheiratet, bis dass der Tod sie schiede, und so weiter und so fort. Sie hatte etwas Besseres verdient als einen Ehemann, der in Erinnerungen daran schwelgte, wie hübsch ihre beste Freundin vor vierzig Jahren ausgesehen hatte, schalt sich Oom Marius. Er spürte, dass ihm das Blut ins Gesicht stieg – genau wie bei einem verdammten Teenager.

Da hörte er, wie die Tür zwischen dem Laden und seinem Haus aufging, diesmal mit wesentlich weniger Gequiet-sche, und er wandte sich zu seiner Frau um. Zu Oom Marius' Glück war seine Haut dank der gnadenlosen Sonne so braun und ledern, dass Tannie Hettie seine Schamesröte nicht bemerken würde. Es hätte zwangsläufig zu einer Frage ihrer-seits geführt.

»Was hat er gesagt?«, wollte Oom Marius wissen.

Tannie Hettie verschränkte die Arme und starrte ihren Mann an. »Möchtest du nicht wissen, wie es Andre geht? Und Suzan und den Kleinen?«

»*Lieve God*, Hettie, diese verdammten Tiere sind am Ver-

hungern, und du willst mir von den Kindern erzählen? Hast du eine Ahnung, wie es hier drinnen stinken wird, wenn sie anfangen einzugehen?«

»Es riecht längst, Marius«, antwortete sie.

»Sag mir einfach, Frau, was fressen Hummer?«

»Krebse, Seesterne, Seeigel, Plankton und kleine Fische. Sie können zu Kannibalen werden, wenn sie unter beengten Verhältnissen gehalten werden, sagt Andre. Manchmal findet man sogar teilweise aufgefressene Tiere im Aquarium. Hast du auch nur die leiseste Ahnung, was du da angezettelt hast, Marius?«

Oom Marius achtete nicht auf seine Frau. »*Jissus*, wo soll ich diese Dinge hernehmen?«

Dann hatte er noch einen Einfall. »Petrus!«, blaffte er.

Der Schwarze, der immer noch mit dem Aquarium in der Ecke beschäftigt war, blickte auf.

»Petrus, essen deine Leute Hummer?«, schnauzte Oom Marius ihn verärgert an, denn er kannte die Antwort natürlich bereits.

Petrus schüttelte den Kopf.

»Willst *du* Hummer essen?«, fuhr er fort. »Feine Leute in der Stadt, die zahlen Hunderte Rand, um diese Dinger zu essen.«

Erneut schüttelte Petrus den Kopf.

»Ungebildeter Trottel«, murmelte Oom Marius.

Er sah wieder seine Frau an.

»Sie fressen jegliche Art Meeresfrüchte, hat Andre gesagt«, fuhr sie fort. »Besonders mögen sie brockenweise frischen Fisch und Tintenfische.«

»*Jissus*, Hettie, bei dir hört es sich an, als könnte ich ein-

fach zum Kühlschrank rübergehen und zwei Tintenfische rausholen. Wie soll ich diese Dinger satt bekommen?«

Tannie Hettie lächelte. »Andre hat sich vor Lachen nicht mehr eingekriegt, als ich es ihm erzählt habe. Ich musste das Telefon eine ganze Minute lang von meinem Ohr weghalten. Er dankt dir schön. So viel hat er schon seit Jahren nicht mehr gelacht. Außerdem hat er gesagt, du sollst Petrus hinter dem Haus eine Grube graben lassen und sie dort reinschmeißen.«

»Ich werde sie nicht lebendig begraben, Hettie. Sie haben nie darum gebeten, hergebracht zu werden.«

»Ich denke, Andre hat recht«, bohrte Hettie weiter.

»Wer hat dich gebeten zu denken, Frau?«, fuhr Oom Marius sie an. »Wie soll ich diese Dinger nun also füttern?«

»Bittest du mich jetzt darum, doch wieder zu denken, Marius?«

»Ag, da hast du recht, Hettie. Du weißt doch, dass ich es nicht so gemeint habe. Hast du irgendwelche Ideen?«

»Ich habe ein paar Portionen I&J-Seehecht in der Tiefkühltruhe. Ich könnte sie dir in der Mikrowelle auftauen. Dann musst du nur dem Lieferanten sagen, er soll nächste Woche frische Meeresfrüchte mitbringen. Wirst du ihre Scheren mit Klebeband zugeklebt lassen?«

»Du hast doch gehört, was Andre gesagt hat. Sie fangen an, sich gegenseitig aufzufressen, wenn man sie auf engstem Raum hält. Nein, ich werde nicht zulassen, dass sie einander in Stücke reißen.«

Tannie Hettie nickte, und ihre Miene wurde wieder ernst. »Hast du jetzt Zeit zum Reden?«

»Was ist denn heute mit dir los, Frau? Alles, was du willst,

ist reden? Können wir nicht heute beim Fernsehen miteinander reden?«

»Nein, Marius, können wir nicht.«

Er nickte.

»Geh raus und kehre die Veranda, Petrus.« Beide sahen zu, wie Petrus durch die Eingangstür verschwand, und warteten ab, bis sie das vertraute Geräusch des Besens hörten.

»Ich bin vor zwei Wochen zum Arzt gegangen, zu einer Kontrolluntersuchung. Er hat mir Blut abgenommen. Dann hat er mich angerufen und gesagt, ich müsse zu weiteren Untersuchungen vorbeischauen. Gestern war ich wegen der Ergebnisse dort, Marius. Ich habe Krebs. Ich muss ins Krankenhaus nach Kapstadt, um mich behandeln zu lassen.«

Oom Marius sah seine Frau ernst an. Er sah die Mutter seiner drei Söhne, die mit ihren funkelnden grünen Augen zu ihm hochstarrte. Er sah eine Frau, die für ihn nach beinahe vier Jahrzehnten Ehe, ohne dass es ihre Schuld gewesen wäre, praktisch jegliche Anziehungskraft verloren hatte. Er sah die Tochter des Karakulschafzüchters, die sich dafür entschieden hatte, einen drittgeborenen Sohn ohne Erbe zu lieben. Sein Adamsapfel bewegte sich auf und nieder. Er schluckte eine kleine Lache Speichel hinunter, die sich unter seiner Zunge gebildet hatte.

»Ich werde jemanden suchen, der vertretungshalber den Laden übernimmt, während wir fort sind«, sagte er.

Tannie Hettie nickte.

Oom Marius nickte.

Bis dass der Tod sie schied. Wie es in der Bibel geschrieben stand. Und genau so war es. Nach neununddreißig Jahren gab es sonst nichts zu sagen.

»Meinst du, du kannst jetzt diesen Fisch für mich in die Mikrowelle stecken, Hettie? Diese Hummer bringen mich noch um den Verstand.«

Tannie Hettie machte kehrt und ging zurück in ihr gemeinsames Heim.

Danke, Willem. Nein, nein. Natürlich habe ich Verständnis. Ich weiß es zu schätzen, dass du es versucht hast.« Wie für Afrikaans-Sprecher typisch, betonte Oom Marius die Konsonanten übermäßig stark. Mit Daumen und Zeigefinger rieb er sich ausgiebig über die gerunzelte Stirn. »Grüß deine Elaine von Hettie und mir.«

Oom Marius knallte den Hörer auf die Gabel, sodass Petrus von dem Regal aufblickte, wo er einen Karton Dosenmais auspackte. Die mit Süßigkeiten gefüllten Glasbehälter auf dem Ladentisch erbebten unter Oom Marius' heftigen Bewegungen.

»*Wat kyk jy so?*«, fuhr Oom Marius ihn an.

Petrus war es gewohnt, dass Oom Marius seinen Ärger stets an ihm ausließ. Meistens war sonst niemand da. Und natürlich wusste Petrus, dass es schlecht fürs Geschäft wäre, wenn sein Baas anfinge, an seiner Statt die Kundschaft anzuschreien. Mit einem Schulterzucken packte er weiter aus.

Die wöchentliche Lieferung war am Morgen eingetroffen, und Petrus hatte viele Kartons zu leeren, bevor er am Ende des Tages nach Hause in die Township Rifilwe zurückkehrte. Außerdem hatte Oom Marius ihm aufgetragen, den Tintenfisch, den der Lieferant mitgebracht hatte, zu zerhacken und an die Hummer zu verfüttern.

Petrus arbeitete nun schon seit zweiundzwanzig Jahren